

Erinnerungen für die Zukunft

Vermisst, verschollen, wiedergefunden



Ungefähr auf der Hälfte zwischen Königsberg und Warschau liegt Herzogsau, ein kleines Dorf im ehemaligen südlichen Ostpreußen. Von dort stammt die Familie von Nadine Dietrich - väterlicherseits. Da ihr Großvater schon vor vielen Jahren gestorben ist, hat sie sich vom jüngsten Bruder ihres Opas die Flucht aus Ostpreußen erzählen lassen. Die Familie ist fast ein halbes Jahr unterwegs gewesen. Sie bricht bei Minus 20 Grad und 70 Zentimeter Schnee im Januar 1945 auf.

Der Beginn einer langen Flucht

Nadine Dietrich erzählt: „Um 5 Uhr morgens am 15. Januar 1945 in Herzogsau: Alle Deutschen des Ortes sind auf den Beinen, Pferdegespanne dicht gedrängt auf den Dorfstraßen. Irgendwo in dem Durcheinander, das einmal ein Treck werden soll: Otto Karkowski, seine Schwester Erika und sein Bruder Kurt, mein Großvater.

Mein Großvater war damals 19 Jahre alt. Er hatte als Soldat in Stalingrad ein Bein verloren, war deshalb nicht mehr an der Front und lenkte nun den Pferdewagen der Familie, seine Krücken neben sich. Erika und Otto sitzen hinten auf dem Wagen und laufen später neben dem Gespann her, um sich aufzuwärmen. Ihr Vater, mein Uropa, ist verantwortlich für den Treck des gesamten Dorfes. Er läuft vor und zurück, hilft, Wagen aus dem Schnee zu zerren, treibt Zögernde an, versucht, den Treck irgendwie zusammenzuhalten.“

Flieger greifen den Treck an

Ihr Onkel Otto Karkowski erinnert sich: "Der eine ist ausgeschert, weil die Oma gestorben ist, oder erfroren auf dem Wagen. Bei vielen waren schon am ersten Tag ältere Leute erfroren, Säuglinge gestorben. Die Leichen wurden im Schnee vergraben, so tief war der Schnee. Am ersten Tag, an dem wir im Treck unterwegs waren - Fliegerbeschuss! Wir hörten bloß die Hülsen, wie sie auf die Straße klingelten, auf den Pferdewagen und auch im Wald. Und da haben wir uns dann versteckt. Wenn die Flieger wieder vorbei waren, konnte der Treck weiterfahren. Wir kamen dann wieder raus aus dem Wald oder aus dem Chausseegraben. Manchmal haben wir uns sogar im Schnee eingebuddelt."

Nadine Dietrich: „Otto Karkowski und seine Schwester Erika tun alles, um sich in dem Durcheinander nicht zu verlieren. Nach einem der Fliegerangriffe finden sie weder ihren Bruder Kurt mit dem Pferdewagen der Familie wieder, noch ihren Vater. Im Januar sind die Tage ja sehr kurz. Die Nebenstraßen und Waldwege, auf denen sich der Treck westwärts quält, sind nicht beleuchtet. So irren sie sehr bald in der Dunkelheit umher, laufen von Wagen zu Wagen, fragen nach Kurt und dem Vater. Es hilft nichts. Sie müssen allein weiterziehen.“

"Das war natürlich für uns sehr schwer", erinnert sich Otto Karkowski. "Als die erste Nacht anbrach, haben wir uns irgendwo in einem leeren Haus auf der Strecke Unterschlupf gesucht. Dann haben wir uns wieder gefangen und sind auf die Straße raus. Da waren Trecks. Und der Treck, der war mindestens 30 Kilometer lang."

Unbeschreibliches Chaos auf den Straßen

Sie haben Glück: Ein Krankentransport der Wehrmacht nimmt die Geschwister mit. Tagelang kauern sie frierend zwischen schwerverletzten Soldaten. Das Chaos auf den Zufahrtsstraßen zu dem kleinen Ort Mohrungen an der Weichsel kann Otto Karkowski kaum beschreiben. Die Stimme versagt ihm. Pferdegespanne dicht an dicht, Menschen mit Handziehwagen, herumirrende Kinder, halb erfrorene Menschen, Leichen im Straßengraben. Gefechtslärm ist zu hören, die Rote Armee rückt immer näher.

„Irgendwie schaffen Otto und Erika Karkowski es zum Mohrunger Bahnhof“, berichtet Nadine Dietrich weiter. „Doch die Wehrmacht bereitet die Sprengung der Brücke über die Weichsel vor. Und der einzige und letzte Zug, der noch über die Brücke darf, ist übervoll mit verwundeten Wehrmachtssoldaten. Zivilisten mitzunehmen: streng verboten. Der damals elfjährige Otto spricht

einen deutschen Offizier an, der vor dem Bahnhof auf- und abgeht. Der Zufall will es, dass dieser der Verantwortliche für den letzten Zug ist. Im Heizwagen lässt er ein Loch in den Kohlen für die Geschwister graben.“

Unter Kohlen im Heizwagen versteckt

"Dann hat er uns zugeschippt mit den Kohlen", sagt Otto Karkowski. "Und als der Zug kurz vor der Brücke war, sagt der Offizier: 'Gib Gas! Jetzt müssen wir durch! So oder so.' Und dann sind wir übergefahren. Und als wir halb auf der Brücke waren, wird die Brücke gesprengt. Wir sind Gott sei Dank noch übergekommen. Ein paar Kilometer weiter hat der Zug angehalten. Da hat der Offizier uns erst einmal ausgebuddelt aus den Kohlen. Wir haben gezittert."

Nadine Dietrich: „Und die Flucht geht weiter. Ihr Ziel: der kleine Ort Zimdarse in der Nähe von Swinemünde. Dort ist ihre Stiefmutter mit vier weiteren Geschwistern seit einem Jahr einquartiert. Otto und die 18-jährige Erika gehen zu Fuß, werden von Pferdewagen mitgenommen, klettern auf Militärfahrzeuge, bis sie endlich nach mehr als vier Wochen Flucht bei ihrer Familie ankommen.

Die Wiedersehensfreude ist groß, aber auch die Angst und die Ungewissheit: Den Vater hatten sie am ersten Tag der Flucht zum letzten Mal gesehen, ebenso Kurt mit dem Pferdewagen. Und auch von Erich, dem zweitjüngsten Bruder, gibt es keinerlei Nachricht. Er hatte sich mit seinen 17 Jahren zwei Tage vor der großen Flucht noch zur Wehrmacht melden müssen. 14 Tage nach Erika und Otto erreicht - wie durch ein Wunder - mein Großvater Kurt, schwer auf seine Krücken gestützt, Zimdarse. Den Pferdewagen hatte er schon Wochen zuvor in der Nähe von Mohrunen an der Weichsel verloren.“

Noch einmal Otto Karkowski: "Am 6. Mai 1945 kamen die ersten Russen nach Zimdarse. Das waren die echten Kosaken, nur zu Pferde und mit langen Degen. Nach der Kapitulation am 8. Mai hat die polnische Armee Ordnung schaffen wollen. Dann ging's los, die erste Befragung. Wer für Polen optieren will, kann dableiben. Dann mussten wir alle auf die Straße raus. Da hieß es: Wer nicht für Polen optiert, der muss heute oder morgen Polen verlassen."

Die Karkowskis haben fast alles verloren

„Die achtköpfige Familie Karkowski besitzt so gut wie nichts mehr“, erzählt Nadine Dietrich. „Jeder trägt ein kleines Bündel. Die Mutter schiebt den Kinderwagen mit der einjährigen Ingetraud. Todmüde schleppen sie sich zwei Tage zu Fuß bis Swinemünde. Mit einem Güterzug kommen sie

nach Wolgast. Von dort schaffen sie es irgendwie nach Züssow, wo sie ratlos, fassungslos, verzweifelt vor dem zerstörten Haus ihrer verschwundenen Verwandtschaft stehen.“

"Das war unser letzter Anlauf nach Kagendorf“, sagt Otto Karkowski. „Da war auch noch eine Verwandtschaft dritten Grades. Das war praktisch das Ende unserer Flucht. Da war Ende."

Nadine Dietrich: „Nachdem mir mein Großonkel die Flucht erzählt hat, sitzen wir schweigend in seiner kleinen Veranda. Vor uns auf dem Tisch eine große Karte von Polen. Aber die Orte, die mir Otto zeigen wollte, konnte er nicht finden. Immer wieder zu viel Wasser in den Augen, zu zittrig die Hände. Sein Vater, also mein Urgroßvater, und der Bruder Erich bleiben bis heute verschollen - ohne eine einzige Nachricht über ihren Verbleib, über ihr Schicksal.

Die Stiefmutter starb ein Jahr nach der Flucht in Kagendorf. Sieben Kinder waren sie - zwischen zwei und 22 Jahren alt. Ohne Mutter, ohne Stiefmutter, ohne Vater. Ohne Heimat. Was bleibt: die Bilder im Kopf und im Herzen von der Kindheit in Herzogsau. Und die Bilder des Krieges und der Flucht.“

Odyssee an der Ostsee

Im März 1945 will auch die Familie Seegebarth vor der heranrückenden sowjetischen Armee fliehen. Sie lebt in Neuendorf, einem kleinen Ort nördlich von Stettin. Die Seegebarths, die Haus und Hof haben, können nur das Nötigste mitnehmen. Deswegen werden vor der Flucht Geschirr, Lebensmittel und Kleidung in der Scheune vergraben und mit Stroh bedeckt. Dann hilft Gerhard Seegebarth, er ist damals elf Jahre alt, seinem Vater, den Leiterwagen reisefertig zu machen:

"Wir waren in der Scheune, und das Scheunentor stand weit offen. Und dann mit einem Mal ging die Sirene: Fliegeralarm. Und als die Sirene noch ging, da kamen die Flugzeuge schon an im Tiefflug. Und ich hab angenommen, das sind die Deutschen."

Ein Irrtum. Es sind sowjetische Tiefflieger. Die Schwester von Gerhard Seegebarth, Gertrud, läuft schnell ins Haus. Dort wirft sich die damals 26-Jährige zusammen mit ihrer Mutter auf den Boden: "Wir haben nur das Schießen gehört. Tak tak tak tak tak ging das auf das Vieh, das auf den Hof gelaufen ist - Puten, Gänse, Hühner. Auf alles, was da umherlaufen ist, haben sie geschossen und haben auch eine Splitterbombe bei uns in die Scheune geworfen, wo Papa und mein Bruder waren."

Gerhard Seegebarth erinnert sich: "Und dann habe ich mit einem Mal so auf der Erde gelegen. Mein Gesicht wurde so warm. Da fassete ich mit der rechten Hand drüber, alles Blut. Mein Bein wurde so warm, das rechte, alles Blut. Ja, und dann bin ich aufgestanden, bin aus der Scheune noch gegangen und dann aber zusammengefallen."

Operation ohne Narkose

Auch der Vater ist verwundet worden, noch schwerer als sein Sohn. Schnell werden die beiden in ein Sanitätsgebäude der Wehrmacht gebracht, das sich in Neuendorf befindet. Gerhard Seegebarth, den Splitter am Kopf und am Oberschenkel verwundet haben, wird sofort operiert - ohne Narkose: "Ich hab geschrien wie sonst was. Mein Onkel ist dabei gewesen, und der hat gesagt: 'Könnt ihr dem Jungen nicht eine Narkose geben? Ihr seht doch, wie der schreit.' Doch die haben nichts gehabt. Und dann ist hier geschnitten und der Splitter rausgeholt worden. Und daneben hatte immer einer gejammert - da haben mehrere gelegen - aber daneben hat einer gelegen, der hat nur immer gejammert: 'Mein Bauch, mein Bauch, mein Bauch!' Das höre ich heute noch. Aber ich hatte nicht gewusst, dass das mein Vater ist, dass das mein Vater gewesen ist, der da gelegen hat. Mit dem konnten sie nichts machen. Und dann ist der nachher eingeliefert worden in Frauendorf ins Krankenhaus."

Frauendorf - der Ort liegt fünf Kilometer entfernt. Der Vater wird auf einem mit Heu und Stroh gepolsterten Fuhrwerk dorthin transportiert und dann sofort operiert. Sieben Splitter und Kugeln werden entfernt, erinnert sich Tochter Gertrud. Sie wartet im Krankenhaus, bis der Arzt kommt. "Er hat gesagt, das Schwerste wäre der Bauchschuss. Und der Bauchschuss habe den Dünndarm getroffen. Aber, hat er gesagt, wir haben das alles wieder hingekriegt, auch alles gut vernäht. Ihr Vater kann es schaffen. Allerdings muss ich Ihnen sagen, er hat ein schwaches Herz."

Der Vater wird von der Familie getrennt

Trotzdem erholt der Vater sich schnell. Als die sowjetische Armee näher rückt, wird das Krankenhaus jedoch geräumt. Der Vater kommt auf einen Lazarett-Zug, Ziel unbekannt. Es ist das letzte Mal, dass ihn seine Angehörigen sehen. Die flüchten kurze Zeit später zu Verwandten nach Zingst. Dort treffen widersprüchliche Nachrichten ein über den Verbleib des Vaters. "Wir bekamen ein Telegramm aus Bayern vor dem Felde", sagt Gertrud Seegebarth. "Und da stand drauf, dass Papa verstorben ist. Und am nächsten Tag bekamen wir eine Karte von dort. Da schrieb jemand im Auftrage meines Vaters, dass sie gelandet sind, dass er sehr geschwächt ist, weil sie noch mal

operieren und weitere Splitter entfernen mussten. Und dass ihn das sehr geschwächt hat und er selber nicht schreiben kann."

Zu dieser Verwirrung kommt hinzu, dass die Seegebarths - nachdem die sowjetischen Truppen im Mai 1945 in Zingst einmarschiert sind - als Flüchtlinge wieder nach Neuendorf bei Stettin zurückgeschickt werden. Bei der Abreise stehen sie mit Hunderten Flüchtlingen am Zingster Hafen, die alle auf Lastkähnen wieder zurückgebracht werden sollen. Gertrud Seegebarth: "Meine Tante und meine Cousine waren auch hier gewesen, die haben unten am Hafen gewohnt, und die hatten es ja nicht weit, ihr ganzes Zeug dahinzubringen, dahinzustellen, Koffer und was sonst noch alles so war. Dann wurde alles verladen."

Schiff verpasst - Leben gerettet

Gerhard Seegebarth: "Es ging immer nur rauf, rauf. Doch als wir die Nächsten gewesen wären, kam der Schipper und sagte: 'Nee, Schluss, ist schon überladen. Hier kommt keiner mehr rauf. Sind schon viel zu viele drauf.' Meine Tante und ihre Tochter, die sind noch raufgekommen. Meine Tante hatte eine Flasche Schnaps. Die hat sie dem Schipper zugesteckt und ist mit ihrer Tochter noch aufs Schiff gekommen. Aber wir standen da, meine Mutter und Geschwister, und haben geheult, geheult, dass wir da nicht raufkamen."

Gertrud Seegebarth nickt. "Mama hat aber schon vorher gesagt, als es geheißen hat, wir sollen auf dem Wasser raus hier: 'Ich habe so eine Angst. Ich mag nicht auf dem Wasser fahren. Ich mag nicht auf dem Wasser fahren.'" Deswegen hat sich die Mutter auch absichtlich verspätet, damit der Lastkahn schon voll ist, wenn sie kommt. Mit dieser Aktion rettet sie ihrer Familie das Leben. Denn das Schiff läuft vor Stettin auf eine Mine und sinkt. Die Tante, die den Kapitän mit Schnaps bestochen hat, und deren Tochter ertrinken.

Die Odyssee geht für die Seegebarths anders weiter. Sie müssen per Bahn nach Neuendorf zurück. Ihr Haus ist dort bereits von anderen besetzt. Aber es gibt es neue Nachrichten vom Vater. Ein Mann, der aus der Gefangenschaft zurückgekehrt ist, behauptet, ihn auf einem Gutshof zwischen Schwerin und Wismar gesehen zu haben. Der Vater habe gesagt: "'Geh mal zu meiner Familie und sag, mir geht es gut. Ich bin hier auf dem Gut beim Russen. Und wenn ich nach Hause komme, dann bringe ich ein Pferd mit.' Aber wann, das könne er nicht sagen", sagt Gertrud Seegebarth.

Der Vater bleibt verschollen

Der Mann, der die Botschaft überbringt, ist er glaubhaft? Gerhard Seegebarth bezweifelt das. "Ein faules Ei ist das wohl gewesen. Der soll solche Märchen immer erzählt haben. Also ich kann mir das überhaupt nicht vorstellen, dass mein Vater unterwegs gewesen ist und ... Ja, wir haben ihm wohl damals geglaubt, aber ... Also, ich glaub das nicht." Die Tochter macht sich zusammen mit einem Onkel auf die Suche nach dem Vater. Die beiden fahren nach Wismar und suchen die umliegenden Gutshöfe ab. Vergeblich. Der Vater bleibt verschollen - und das bis heute.

1946 müssen die Seegebarths Neuendorf erneut verlassen. Nach langem Hin und Her haben sich die Alliierten geeinigt. Das Gebiet soll künftig zu Polen gehören. Wieder - und diesmal endgültig - ist das Ziel Zingst. Dort findet die Familie eine neue Heimat.

Ein seltsamer Kreis schließt sich

Im Sommer 1948 schließt sich ein seltsamer Kreis. Der damals 14-jährige Gerhard badet in der Ostsee, traut sich beim Schwimmen zu viel zu und geht unter. Gerhard Seegebarth: "Ich weiß nur noch, dass ich nur Wasser geschluckt und gepaddelt habe. Und mit einem Mal war ich voll, habe kein Wasser mehr geschluckt. Die Sonne hat geblendet. Und ich habe gedacht: Du bist so jung, und jetzt musst du sterben. Das waren meine letzten Gedanken. Mit einem Mal war ich in einem Boot. Und da haben sie Wasser ausgepumpt, und der Arzt kam auch gleich." Sowjetische Marinesoldaten haben Gerhard Seegebarth, der am Kriegsende von sowjetischen Tieffliegern schwer verwundet wurde, gerettet.

Die Schicksale von 1,3 Millionen Menschen in Deutschland sind bis heute nicht geklärt. In der sowjetischen Besatzungszone verschwinden auch nach 1945 Menschen. Insgesamt 123.000 Personen werden zwischen 1945 und 1949 vom sowjetischen Geheimdienst NKWD verschleppt, ohne dass die Angehörigen benachrichtigt werden.

Russische Militärarchive nach und nach geöffnet

Die Wahrscheinlichkeit, heute noch etwas über das Schicksal dieser Familienmitglieder zu erfahren, ist - man glaubt es kaum - groß. Denn nach und nach haben die Russen ihre Militärarchive für die Suchdienstmitarbeiter des Deutschen Roten Kreuzes geöffnet, wie Nadine Dietrich erfahren hat.

Offiziell stützte sich die Sowjetische Militäradministration auf eine Anordnung des Alliierten Kontrollrates: Kriegsverbrecher, Nationalsozialisten, Militaristen und möglicherweise gefährliche Deutsche sollen interniert und überwacht werden. Diese Anordnung ließ viel Spielraum. Zwischen 1945 und 1949 verhaftete der sowjetische Geheimdienst: frühere NSDAP-Mitglieder und Hitler-Jugend-Führer, aber auch Personen, die aufgrund ihrer Berufe als Klassenfeinde eingestuft wurden: Rechtsanwälte, Unternehmer, Geistliche, Journalisten, Wissenschaftler. Außerdem ganze Einheiten der Wehrmacht, die an der Ostfront gekämpft hatten.

Nur wenige wussten von den Internierungslagern in der DDR

Ohne die Angehörigen über ihren Verbleib zu benachrichtigen, kamen 123.000 Menschen auf unbestimmte Zeit in russische Internierungslager. Der NKWD nutzte dafür elf ehemalige Konzentrations- und Kriegsgefangenenlager der Nazis. Die DDR-Regierung schwieg dazu. Nur wer in der Nähe dieser Lager wohnte, dem waren sie bekannt, so Heinz Becker, ehemaliger Mitarbeiter des Suchdienstes in Neubrandenburg:

"In Neubrandenburg war bekannt, dass in Fünfeichen hier am Stadtrand von Neubrandenburg solch ein Lager existiert hat - in der Zeit von 1945 bis 1948. Aber generell war das nicht durchgängig bekannt. Und vor allem war auch nicht bekannt, wer dort inhaftiert wurde. Diese Lager unterstanden damals der SMAD, der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland. Die Unterlagen waren auch den Rotkreuz-Organen der DDR nicht zugänglich. Deshalb war es während der DDR-Zeit nicht möglich, Auskünfte zu erhalten."

Unmenschliche Bedingungen

1950 ließ das DDR-Innenministerium verlauten, es könne nicht im Interesse der Angehörigen sein, die Namen der in Haft verstorbenen Verbrecher zu veröffentlichen. Nach stalinistischer Rechtsauffassung galt bereits als Verbrecher, wer von der sowjetischen Geheimpolizei verhaftet wurde. In den NKWD-Lagern in Fünfeichen bei Neubrandenburg, in Buchenwald, Sachsenhausen und vor allem in Bautzen herrschten unmenschliche Bedingungen. Die Inhaftierten starben an Unterernährung, an Typhus und Ruhr. Sechs dieser elf Lager mussten bis 1947 geschlossen werden: Die Sterberate in ihnen war zu hoch. Alle weiteren bestanden noch ein oder zwei Jahre weiter.

Als Mitte der Neunzigerjahre bekannt wurde, dass Moskau nun auch die Archive öffnet, in denen sich die Inhaftiertenlisten der NKWD-Lager befinden, war der Andrang groß bei der

Kreissuchdienststelle Neubrandenburg. Noch einmal Heinz Becker: "Das war etwa 1994/95. Da war die Nachfrage nach dem Schicksal von Angehörigen riesengroß. Die Leute haben sich Termine geholt, um ihren Suchantrag stellen zu können. Und die Anträge, die bei uns gestellt wurden, konnten zu etwa 90 bis 95 % beantwortet werden. Natürlich ist das in fast allen Fällen ein trauriges Schicksal gewesen, aber immerhin wurde eine Ungewissheit beendet."

Heute stellen nur noch sehr wenige Suchanträge

Heute stellen kaum noch Angehörige von Menschen, die in NKWD-Lager verschleppt wurden, Suchanträge. Dabei ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass ihnen geholfen werden kann. 40.000 Internierte kamen in den russischen Sonderlagern ums Leben. Fast 800 Menschen wurden erschossen. Die Namenslisten der Toten liegen dem Suchdienst vor. Doch lediglich in einem Viertel aller Fälle konnten die Suchdienstmitarbeiter die Angehörigen benachrichtigen, wann und wo die inhaftierte Person verstorben ist.

Es könnten deutlich mehr sein. Aber dazu müssten sich die betroffenen Familien beim Suchdienst melden. Sylvia Holzapfel vom Deutschen Roten Kreuz in Neubrandenburg: "In letzter Zeit kamen eigentlich nicht mehr solche Anträge. Und das ist schade. Denn inzwischen können doch viele Schicksale noch aufgeklärt werden. Die seltenen Anfragen erkläre ich mir so, dass man sich zu DDR-Zeiten damit abgefunden und sich auch gar nicht getraut hat zu fragen. Deswegen schweigen vielleicht jetzt noch viele und stellen gar keinen Antrag. Man sollte aber ruhig herkommen und einen Suchantrag stellen. Man müsste die Namen wissen, das Geburtsdatum möglichst, das Jahr oder das genaue Datum der letzten Nachricht oder das Datum der Verhaftung. Oder auch die Namen der Eltern, wann die geboren wurden. Je mehr man weiß, umso besser kann der Suchdienst herausfinden, was mit der Person genau geschehen ist."

Weil sich so wenige Angehörige von NKWD-Opfern melden, suchen die Mitarbeiter in der DRK-Suchdienstzentrale in München inzwischen ihrerseits nach diesen Familien. Die meisten Angehörigen sind erleichtert über die Todesnachricht. Das hört sich zunächst merkwürdig an, aber erst die endgültige Gewissheit über den Tod eines geliebten Menschen ermöglicht Trauer und Abschied. Heinz Becker: "Durch die Antwort bekam der Antragsteller die Gewissheit, mein Angehöriger ist gestorben. Zu etwa 98 % war auch das Todesdatum bekannt. Man konnte also zu Hause auch an diesen Tagen im Stillen gedenken. Und es wurde dann natürlich auch der Todesort bekannt gegeben für die Opfer der NKWD-Lager."

Wer einen Angehörigen suchen möchte, kann sich an jedes Büro des Deutschen Roten Kreuzes in Deutschland wenden. Aber auch im Internet können inzwischen Suchanträge ausgefüllt werden: www.drk-suchdienst.de

Verschollen in Fünfeichen

Vor 60 Jahren endet der Krieg in Deutschland. Millionen Menschen fühlen sich befreit von den Nazis. Doch für viele beginnt in der sowjetischen Besatzungszone neuer Terror - ausgeübt vom sowjetischen Geheimdienst NKWD. Nadine Dietrich hat zwei Schwestern im Jerichower Land besucht, deren Vater ebenfalls verhaftet und im NKWD-Lager Fünfeichen bei Neubrandenburg interniert wurde.

Internierung nimmt Kindern den Vater

Bärbel Klawisch hat ihren Vater nie kennengelernt. Alles, was sie über ihn weiß, haben ihr ihre Mutter und ihre zwölf Jahre ältere Schwester Ruth Bohndorf erzählt. Und die Menschen auf der Straße in dem kleinen Ort Parey im Jerichower Land. Ihr Vater Arno Wandner war dort in den Vierzigerjahren Dorfpolizist. "Wenn ich als Schulkind durch die Straßen ging und man mich fragte: 'Wer bist'n du?' und ich dann meinen Namen sagte, dann hieß es: 'Oh, das war'n guter Polizist! Da herrschte immer Ordnung!' Also, er war beliebt."

Am 3. Juli 1945, knapp zwei Monate nach Kriegsende, wird Arno Wandner auf dem Feld, auf dem er arbeitete, von der sowjetischen Geheimpolizei verhaftet. Mit ihm vier weitere Männer aus Parey. "Nach Aussagen meiner Mutti passierte das öfter, dass sie die mitnahmen. Irgendwie kam er dann am anderen Tag wieder. Und darum machte sie sich im Prinzip, als er nun endgültig abgeholt wurde, auch keine Sorgen. Sie dachte ja, er käme am anderen Tag wieder. Nur dieses Mal kam er nicht."

Irgendjemand redete schlecht über den Dorfpolizisten Wandner

Üblicherweise nahm der sowjetische Geheimdienst NKWD Arno Wandner in die nächstgrößere Stadt Güsen mit, verhörte ihn die halbe Nacht, sperrte ihn danach in einen Keller und ließ ihn dann im Morgengrauen zu Fuß nach Parey zurücklaufen. Wie oft die Mutter ihren Mann vom Küchenfenster aus am frühen Morgen zurückkommen sah, kann Ruth Bohndorf nicht mehr sagen. Irgendjemand im Dorf schien schlecht über den Dorfpolizisten und das ehemalige NSDAP-Mitglied Arno Wandner geredet zu haben. Die Mutter hatte, die Schwestern haben so ihre Vermutungen.

Ruth Bohndorf sagt: "Das waren die Kommunisten. Und die wurden ja damals auch während des Krieges abgeholt. Na ja, und mein Vater war Polizist in Parey, und der hatte dann ja auch noch die Aufgabe, diese Leute abzuholen. Aber er hat doch sogar noch dafür gesorgt, dass die Frauen ihre Männer besuchen durften. Na ja, aber sie mussten sich dann doch irgendwie rächen."

Der Juli vergeht, der August vergeht, der Herbst kommt, irgendwann muss Otilie Wandner akzeptieren, auf längere Zeit allein für ihre zwei Mädchen zu sorgen. Sie arbeitet im ortsansässigen Stahlwerk und nach Feierabend noch in der Landwirtschaft, um genügend Geld zu verdienen. Fast gleichzeitig sagen die beiden Frauen: Gewartet hätten sie eigentlich immer.

Trügerische Hoffnung

"Ich wurde 1950 eingeschult", sagt Bärbel Klawisch. "Und dann hieß es immer, im Nachbarort sind Leute zurückgekommen, und dann hieß es immer, Wandner kommt zurück. Meine Mutti war aufgeregt, jetzt musste ja was kommen. Dann warteten wir einen Tag, zwei Tage, drei Tage. Es kam nichts. Also ging die Stimmung wieder in den Keller. Es sind zwar viele zurückgekommen. Aber mein Vater kam eben nicht."

Von der Gemeinde erhält die Familie keine Unterstützung, erinnert sich verbittert Ruth Bohndorf. "Mein Vater wurde weggeholt, was aus den Kindern wird, ist doch egal. Als ich aus der Schule gekommen war, da habe ich dann immer zurückbekommen: ‚Nach Überprüfen Ihrer Papiere sind Sie politisch nicht tragbar.‘ Und als ich mich dann beworben hatte, Kindergärtnerin zu werden, da habe ich dann da gleich zugeschrieben: ‚Wenn Sie meine Papiere jetzt überprüfen, bin ich wahrscheinlich immer noch nicht politisch tragbar.‘ Und aufgrund dessen hat man mich dann doch genommen."

Zwei Jahre nach der Verhaftung des Vaters ohne irgendeine Nachricht, ohne ein Lebenszeichen, bekommen Wandners Besuch von einer Frau aus dem Nachbardorf Bergzow. Hinter vorgehaltener Hand erzählt sie ihnen, sie sei gerade aus Fünfeichen zurück. Wandners verstehen nicht. Was ist Fünfeichen? Die Frau erklärt es ihnen: Fünfeichen ist ein ehemaliges Kriegsgefangenenlager der Nazis und seit 1945 ein Internierungslager des sowjetischen Geheimdienstes NKWD. Etwa 10.000 Menschen werden dort unter schlimmsten Bedingungen festgehalten. Sie habe dort Arno Wandner gesehen. Es gehe ihm schlecht, er habe eine schwere Rippenfellentzündung. Zuerst will Otilie Wandner sofort nach Fünfeichen fahren, kann aber davon abgehalten werden.

Regierung und Partei schweigen

"Die Großeltern", sagt Bärbel Klawisch, "schrieben dann an Partei und Regierung, wo mein Vater verblieben ist. Aber man schob das immer auf Kriegswirren, Unterlagen wären verschwunden, und es gab keine Auskunft. Oder sie haben die Briefe überhaupt nicht beantwortet."

1950, ein Jahr nach der endgültigen Auflösung der NKWD-Lager, erhalten die Mädchen erstmals eine Halbwaisenrente - und sollen dankbar dafür sein, denn der Vater sei schließlich nicht tot, er werde lediglich vermisst! Diese Ansicht gilt offiziell bis zum Ende der DDR.

Nach der Wende - 1996 - wendet sich Bärbel Klawisch an den Suchdienst des Roten Kreuzes. Sie hatte gehört, dass inzwischen auch die sowjetischen Archive der ehemaligen Geheimpolizei NKWD zugänglich seien. Wochen später erhält Bärbel Klawisch einen Brief vom Suchdienst: Ihr Vater sei 1948 von Fünfeichen in das ehemalige KZ und spätere NKWD-Lager Buchenwald gebracht worden und dort ein Jahr später gestorben - an Tuberkulose. Als diese Nachricht kommt, lebt die Mutter Ottilie Wandner noch.

"Irgendwie ist dann doch eine Last von ihr gefallen. Nun hatte sie Gewissheit, dass er wirklich irgendwo verstorben ist", sagt Bärbel Klawisch. Und Ruth Bohndorf ergänzt: "Ich hab bloß gesagt: Meine Güte, elendig ist er umgekommen. Das hätte er nicht verdient gehabt. Wirklich nicht. Das war schon schlimm. Ich habe immer im Nachhinein überlegt: Bis 1949 gelebt, da hätten sie ihn doch schon längst nach Hause schicken können. Oder? Hätte er doch nicht so lange da die Zeit verbringen müssen."

Ein Gemisch aus den unterschiedlichsten Gefühlen ist plötzlich spürbar: Erleichterung, endlich Gewissheit zu haben. Erstaunen darüber, dass sie erleichtert sind, dass der Vater tot ist. Und unterdrückte Wut über den mitleidlosen Umgang der DDR mit den Angehörigen von NKWD-Opfern.

Autoren: Nadine Dietrich und Bert Lingnau